

Heinrich Böll

»Köln gibt's schon,
aber es ist ein Traum ...«

Ein Autor und seine Stadt

Herausgegeben von René Böll

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Toni Richter

Herstellung: Dorothea Röll

Gesetzt aus der Minion und der Syntax

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04722-6

Zur Einführung

*Die Erkenntnis der Städte ist an die Entzifferung
ihrer traumhaft hingesagten Bilder geknüpft*

Siegfried Kracauer: »Aus dem Fenster gesehen«¹

»Ein Autor und seine Stadt« herauszugeben, war für mich ein Reiz und eine Herausforderung. Ein Reiz, da die Auswahl und Zusammenstellung der Texte Heinrich Bölls, die Sichtung von Dokumenten und Lebenszeugnissen der Familie vielfältig Situationen, Szenen, Ereignisse, Erzählungen und Geschichten wieder in Erinnerung riefen, die vergessen schienen. Eine Herausforderung, da ich selbst über einige Jahrzehnte Teil dieser Geschichten gewesen bin. Dass ich mich bei der Zusammenstellung des Bildmaterials und der Lebenszeugnisse an historischen Punkten und biografischen Fakten orientieren konnte, half, bei aller Nähe den notwendigen Abstand zu finden – und hoffentlich auch gehalten zu haben.

Einen zusätzlichen Reiz, die Aufgabe einer neuen Zusammenstellung von Texten und Dokumenten zu übernehmen, bot zudem die Gelegenheit, in einer Art ›Spurenlese‹ die im Romanwerk verstreuten Anspielungen auf Köln zusammenzutragen. Natürlich ist für den Schreibprozess immer entscheidend gewesen, einen Text zu schaffen, der seinen eigenen, seinen künstlerischen Gesetzmäßigkeiten folgt. Dennoch: blicke ich auf das ›Material‹, in dem sich die literarische Phantasie verkörperte, entdeckte ich in den zahlreichen Schilderungen von Örtlichkeiten, Straßen oder auch Gebäuden immer wieder viele Einzelheiten der Wohnumgebungen, in denen meine Eltern, meine Brüder und ich nicht nur viel gemeinsame Zeit verlebt haben, sondern die auch immer wieder in

1 Siegfried Kracauer: *Straßen in Berlin und anderswo*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009, S. 55.

der Familie Anlässe zu Gesprächen gaben, die nicht selten in Zeiten führten, die vor der Zeit von uns Geschwistern lag.

Köln ist im Leben und Werk Heinrich Bölls überall greifbar – als Geburtsstadt, als Wohn-, Schreib-, Arbeitsort und Lebensraum. Über Jahrzehnte hinweg war es die Stadt seiner Aufmerksamkeit und Beobachtungen, wurde Gegenstand essayistischer Texte und hielt nicht zuletzt auch das Material für die literarische Topografie des Romanwerks bereit. Die Formel vom ›Autor und seiner Stadt‹ deutet auch im Fall Heinrich Bölls auf eine vielfältige Konstellation wechselseitiger Resonanz von Autor & Stadt, Stadt & Autor.

Spuren gibt es viele: zunächst die Wohnungen und Häuser, die die Familie im Verlauf der Jahre bewohnte, sowie die gelegentlich für die Arbeit zusätzlich angemieteten Zimmer, die Ausweichmöglichkeiten waren, wenn die Konzentration auf das Schreiben mehr Ruhe erforderte, als ein Haushalt mit drei Kindern bot. Ende der 1950er-Jahre beispielsweise für einige Wochen ein Zimmer im Schnütgen-Museum, das durch Vermittlung des damaligen Kulturdezernenten Kurt Hackenberg von Hermann Schnitzler, von 1953 bis 1970 Direktor des Museums, zur Verfügung gestellt wurde. Oder ein Refugium im Fuchsweg in Lövenich während der Arbeit am Roman *Billard um halb zehn*, dann eines in der Fleischmenggasse Mitte der 1960er-Jahre. Andere Spuren wiederum führen zu ›öffentlichen‹ Wirkungsstätten: zum WDR – nicht zu vergessen der Paternoster im Funkhaus am Wallrafplatz, dem in *Dr. Murkes gesammeltes Schweigen* ein kleines literarisches Denkmal gesetzt wurde – oder zum Verlag Kiepenheuer & Witsch, anfangs am Hansaring, dann in der Rondorfer Straße im Stadtteil Marienburg. An dieser Stelle vielleicht, einmal, aperçuhaft und anekdotisch, eine Bemerkung, was ›Köln‹ als Arbeitsort auch bedeutete und welche ›Gegenmaßnahmen‹ die Familie dieser ›Bedeutung‹ entgegensetzte. ›Köln‹ bedeutete immer zugleich Hektik, Zwänge, Termine, hieß stets, zahlreichen Ansprüchen ausgesetzt zu sein und Anforderungen gerecht werden zu müssen. Den Kontrast dazu bildeten die Aufenthalte in Langenbroich. Und damit dieser auch erhalten blieb, wurde in Langenbroich rasch die Einrichtung des ›Bis-Köln-nicht-Anpack-Kof-

fers« etabliert. Alles wanderte in diesen Koffer, was an das mit Köln als ›Arbeitsort‹ verbundene Leben erinnerte – auch das, was eigens aus Köln mit nach Langenbroich genommen wurde, um hier ›in Ruhe‹ abgearbeitet werden zu können. Der Koffer bot über Jahre hinweg eine gern wahrgenommene Verdrängungsinstitution. Aber zurück, und zu den Spuren, die in Gesprächen aufscheinen. Sie weisen auf die frühen Besuche des Wallraf-Richartz-Museums, mit den für das spätere Schreiben so entscheidenden Eindrücken bildender Kunst, oder – viel später – auf die des Römisch-Germanischen Museums, des Weiteren auf die vielfach erwähnten und gleich viel bewunderten romanischen Kirchen – und (auch wenn nicht sonderlich geschätzt) zum Karneval. Und Spuren – andere –, die die Zeit überdauern haben, sind auch die kleinen Belege, die Auskunft geben über die gern und oftmals mit der Familie, mit Freunden, Bekannten und Gästen aufgesuchten Gaststätten und Cafés – Café Eigel in der Brücken-, Café Fromme in der Breitestraße, das frühe Campi in der Hohestraße, das Rino Fontana di Trevi am Ebertplatz. Und – für die Frage der Lektüre und ihren Zeitpunkt nicht uninteressant – die Rechnungslegungen der Lengenfeld'schen Buchhandlung oder der Buchhandlung Walther König. Ein dichtes Gewebe dokumentierter, erhaltener Spuren dies alles. Was dabei immer wieder anklingt – direkt, oder mitschwingt zwischen Zeilen und Sätzen: Köln als Gegenstand kritischer Reflexion urbaner Unwirtlichkeiten, die Stadt als Geschichtsraum, der Erinnerungen nicht nur überall hervorruft – als römische Gründung, mittelalterliche Bau- oder frühneuzeitliche Kunstwerkstatt –, sondern auch notwendig macht – als Stadt in der Zeit des Nationalsozialismus, als zerstörte Stadt am Ende.

Köln war jedoch auch immer wieder die Stadt, deren Straßen, Häuser und Plätze in den literarischen ›Protokollen‹ der geschichtlichen, imaginären ebenso wie realen Streifzüge zur Konstellation einer humanen Lebenswelt zusammentreten konnten und in der »geschaffenen Wirklichkeit« des literarischen Textes eine Wirklichkeit sichtbar machen, deren Realität von der ikonisch ausgestanzten Stadtansicht des Touristen – Rhein, Dom, ›Früh‹ und Heinzelmännchenbrunnen – verdeckt ist oder im Zuge der Sanierung der Stadt für die Belange des Verkehrs nach dem

Zweiten Weltkrieg verschüttet wurde. »Geschaffene Wirklichkeit« des Textes als literarisches Protokoll einer Stadtwahrnehmung, die auf das sinnlich fassbare, nicht aber begrifflich fixierbare Potenzial eines in seiner Alltäglichkeit verstandenen und gelebten Lebens weisen und vor ihrem Verschwinden bewahren soll. Was für diesen Blick der Stadtwahrnehmung wesentlich war, atmosphärisch Wesentliches repräsentierte, waren »Straßen wie diese«: die Severinstraße, Unter Krahnensäulen, war der Chlodwigplatz. »Köln liegt für mich am Perlengraben und auf dem Platz vor Sankt Severin«², lag auch im Geruch des Rheins, der für die Erkenntnis der Stadt entscheidender sein konnte als der Dom. »Es ist schwer zu definieren, was Sympathie erweckt: jedenfalls vieles in Köln erweckt sie, und ich weiß nicht, ob der Geruch des Rheines nicht so bedeutsam ist wie der Dom.«³ Es geht um Blicke, die die Wahrnehmung der Stadt als ›Groß- und ›Domstadt‹ ablenken und verfremden sollen, um zum Anblick der ›Stadt‹ zu kommen, die erfahrbar, aber nicht fixierbar ist.

Für mich sind es immer wieder zwei Aufmerksamkeiten, die sich zu Schwerpunkten der Stadtwahrnehmung meines Vaters kristallisierten. Zum einen das leidenschaftliche Interesse für die Situationen des Alltäglichen, für die Konstellationen des ›einfachen‹ Lebens, das sich im Leben in den Straßen manifestiert, zum anderen die Erinnerungen an das Köln der Vorkriegszeit, die Zeit der Kindheit und Jugend.

»Wenn man alle Städteschilderungen, die es gibt, nach dem Geburtsorte der Verfasser in zwei Gruppen teilen wollte, dann würde sich bestimmt herausstellen, daß die von Einheimischen verfaßten sehr in der Minderzahl sind. Der oberflächliche Anlaß, das Exotische, Pittoreske wirkt nur auf Fremde. Als Einheimischer zum Bild einer Stadt zu kommen, erfordert andere, tiefere Motive. Motive dessen, der ins Vergangene statt ins Ferne reist.«⁴

2 Stadt der alten Gesichter, hier S. 67.

3 Köln, eine Stadt – nebenbei eine Großstadt, hier S. 12.

4 Walter Benjamin: Die Wiederkehr des Flaneurs, in: Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*. Band III: Hrsg. von Hella Tiedemann-Bartels. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989, S. 194.

Mit dieser für mich im Blick auf die Stadtwahrnehmung Heinrich Bölls zentralen Unterscheidung leitete Walter Benjamin die Besprechung eines Buchs ein, das zu den Gründungsdokumenten einer Figur wurde, in der sich das Sehen und Erfahren der Stadt sein Bewusstsein geschaffen hat. Es ist die des Flaneurs als ›Leser‹ ihrer Straßen. Hervorgebracht hat ihn – so Walter Benjamin – Paris⁵. Seine einprägsamste Formel hat er in dem von Walter Benjamin rezensierten Buch gefunden, in Franz Hessels *Spazieren in Berlin*. Er erscheint dort als ›Leser‹, dessen ›Lesen‹ »eine Art Lektüre der Straße [ist], wobei Menschengesichter, Auslagen, Schaufenster, Caféterrassen, Bahnen, Autos, Bäume zu lauter gleichberechtigten Buchstaben werden, die zusammen Worte, Sätze und Seiten eines immer neuen Buches ergeben.«⁶

Franz Hessels *Spazieren in Berlin*, 1929 publiziert, entstand nach seiner Rückkehr aus Frankreich vor dem Hintergrund des zur Metropole sich umwandelnden Berlin, das die Physiognomie des ihm bekannten nicht mehr trug. Die Entzifferungsarbeit von Hessels Spaziergänger zielt daher in seiner ›Lektüre der Straße‹ auf das, was die Stadtansicht nicht unmittelbar mehr zeigte, auf das Vergangene. Er entziffert es zwischen den Zeilen der Straßen, Gebäude, Schaufenster und Gesichter der ihm Begegnenden. Denn »mit dem Herumlaufen allein ist es nicht getan. Ich muss eine Art Heimatskunde treiben, mich um die Vergangenheit und Zukunft dieser Stadt kümmern, dieser Stadt, die immer unterwegs, immer im Begriff, anderes zu werden, ist.«⁷

Franz Hessel erwähne ich hier vor allem aus dem Grund, weil mir die bei ihm zum Ausdruck kommende Art der Stadtwahrnehmung als Motiv für die immer wieder auf ein vergangenes Köln zurückgreifenden Äußerungen Heinrich Bölls ebenso aufschlussreich scheint wie für seine Wahrnehmung des im Wiederaufbau umgewandelten Köln.

5 Ebd. S. 195.

6 Franz Hessel: Berlins Boulevard, in: Franz Hessel: *Spazieren in Berlin*. Mit einem Geleitwort von Stéphane Hessel und einem Nachwort von Bernd Witte. Neu herausgegeben von Moritz Reininghaus. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2011, S. 121.

7 Franz Hessel: *Spazieren in Berlin*, wie Anmerkung 6, S. 23.

Auf den Punkt bringt Walter Benjamin diese Stadtwahrnehmung in seiner Rezension mit der Bemerkung über die Stadt als »mnemotechnischer Behelf des einsam Spazierenden, sie ruft mehr herauf als dessen Kindheit und Jugend, mehr als ihre eigene Geschichte«. ⁸ Für Heinrich Böll war diese Stadt Köln. Die Erkundungen und Repräsentationen der Stadt, die immer Erinnerungsgänge in einen Stadtraum wurden, der sich zwischen den Polen Kindheit/Jugend – und gegenwärtigem Bewusstsein aufspannte, sind, auch wenn sie wie Streifzüge im Album privater Erinnerungsstücke scheinen, auch eine Folie, auf der sich die Konstellationen von Gegenwärtigem und Vergangenen, An- und Abwesendem abzeichnen.

»Ich denke an Köln, an die Stadt, in der ich geboren bin und immer noch lebe. Aber wenn Sie mich nach Heimat fragen, denke ich an das Köln vor 33, das Köln meiner Kindheit und meiner Jugend. Ein zweites Köln war schon das Köln zwischen 1933 und 1939, also ein von Nazi-Gauleitern und SA-Truppen bestimmtes. Das dritte Köln war das zerstörte Köln, ein viertes ist das wiederaufgebaute. Aber Heimat, wenn Sie mich nach dem Gefühlswert Heimat fragen, ist das Köln vor 33, das die Heimat meiner Erinnerungen ist«. ⁹

Oder an anderen Stellen:

»Es gibt zwei Köln, die in diesem Sinn ›heimatlich‹ waren: das Vorkriegsköln zwischen Raderthal und Chlodwigplatz, zwischen Vorgebirgsstraße und Rhein, dazu noch die Südbrücke und die Poller Wiesen; das zweite Köln, das in diesem Sinn ›heimatlich‹ war, war schon ein anderes, das zerstörte Köln, in das wir 1945 zurückzogen. Diese beiden Köln sind Gegenstand der Erinnerung – und der Sentimentalität natürlich«. ¹⁰

⁸ Walter Benjamin: Die Wiederkehr des Flaneurs, wie Anmerkung 4, S. 194.

⁹ Was ist Heimat? *Hessischer Rundfunk* (Frankfurt a.M.), Hörfunk 2. Programm, 29.12.1970 – Abendstudio, in: Mitscherlich/Kalow (Hrsg.): *Hauptworte – Hauptsachen*. Zwei Gespräche: *Heimat – Nation. Nation – ein überholter Begriff?* – München: R. Piper Verlag, 1971, S. 11–56.

¹⁰ Heimat und keine; im vorliegenden Band, 73.

»Die Architektur Kölns vor dem Krieg ist weg. Das ist für mich eine verschwundene, versunkene Stadt, in der ich einige Punkte noch erkenne, und das sind eben hauptsächlich die Kirchen, die romanischen Kirchen. Vielleicht zehn Häuser noch und im übrigen ist das so wie Frankfurt, Stuttgart, was weiß ich ... auch nicht rekonstruierbar [...]. Aber das wieder aufgebaute, dynamische Köln – nennen wir es dynamisch –, das paßt nun überhaupt nicht. Köln zu dynamisieren ist schrecklich.«¹¹

Die Stadt, ein Spurenarsenal des vergangenen, »ersten« Köln der Vorkriegszeit und des die Spuren der Zerstörung sichtbar tragenden Köln der ersten Jahre der Nachkriegszeit. Beide ragten immer in die Gegenwart hinein; zum einen durch die nicht verblässenden eigenen Erinnerungen, zum anderen durch die Erinnerungen, die sich durch die Konstanten der topografischen Konstellationen der Stadt immer wieder erneuerten – der Vorgebirgspark war, wo er war, immer der Vorgebirgspark, und auch ein in seiner Gestalt durch die Zerstörung der Oper veränderter Ort wie der Rudolphplatz blieb nach dem Wiederaufbau der Ort der Oper, dessen Wahrnehmung jetzt – traumbildartig – ins Vergangene führen konnte. Ich zitiere noch einmal aus Walter Benjamins Rezension:

»Für den Flanierenden geht folgende Verwandlung mit der Straße vor sich: sie leitet ihn durch eine verschwundene Zeit. Er schlendert die Straße entlang; ihm ist eine jede abschüssig. Sie führt hinab, wenn nicht zu den Müttern, so doch in eine Vergangenheit, die um so tiefer sein kann, als sie nicht seine eigene, private ist. Dennoch bleibt sie immer Vergangenheit einer Jugend.«¹²

Worum es also bei allen Verweisen auf das Vergangene nicht geht, ist das gegenseitige Ausspielen einer »schönen«, »harmonischen« Kindheit und Jugend mit einer im Gegensatz zu ihr »schlechten« Gegenwart bzw. umgekehrt, einer Gegenwart, in der doch alles viel besser geworden sei im Verhältnis zu einer oft kargen Kindheit.

11 Eure Ruinen waren unsere Spielplätze, im vorliegenden Band, S. 78–79.

12 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*, in: Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*. Bd. V.2: Hrsg. von Rolf Tiedemann. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996, S. 1052 f.

Zum Ausdruck gebracht werden sollte mit diesen Hinweisen auf die Kindheit und Jugendzeit vielmehr das Recht des Gewesenen, als Vergangenes nicht vergessen, ausgeblendet zu werden und als Möglichkeit dafür bereitzustehen, das Erinnernte mit einer auf sich fixierten Gegenwart zu kontrastieren – und damit diese mit sich auch zu konfrontieren.

Aus dieser Anschauung lebt vielleicht auch die wenn auch nachvollziehbare, so doch ganz subjektiv motivierte Unterscheidung Kölns in ein erstes, zweites, drittes und viertes, das heißt in die Wahrnehmung eines vervielfachten, in sich unterschiedenen Köln als Abweichungsmöglichkeit oder Auflösung eines nur auf die Gegenwärtigkeit der Stadt fixierten Blicks, der sich zu und in einem Erinnerungsraum bewegt, der die Gegenwart mit Resonanzen des Vergangenen wie mit Traumbildern erfüllt. Dass das vor Augen stehende Köln für Heinrich Böll stets in eine räumlich und zeitlich mit Melancholie erfüllte Ferne rückte, war sicherlich auch Ausdruck eines Lebensgefühls und -verständnisses. Formuliert wurde dies gelegentlich so: »Die Tatsache, daß wir alle eigentlich wissen – auch wenn wir es nicht zugeben –, daß wir hier auf der Erde nicht zu Hause sind, nicht ganz zu Hause sind. Daß wir also noch woanders hingehören und von woanders herkommen.«¹³ Herausgelöst aus dem religiös-theologischen Rahmen, in dem diese Bemerkung fiel, meint ›Nicht-ganz-auf-dieser-Erde-sein‹ immer schon und auch ein Gewesener zu sein, dessen Vergangenheit als etwas Verlorenes im Jetzt seiner Gegenwart deren melancholischer Grund geworden ist.

›Spazieren in Köln‹ war – um es in Anlehnung an den Titel des von Heinrich Böll hochgeschätzten und des Öfteren zitierten Romans von Marcel Proust zu sagen – immer auch ›die Suche nach einer verlorenen Zeit‹, in der sich bei der Entzifferung der kleinen Gesten, Dinge und Ereignisse eine »Erkenntnis der Stadt« ermöglicht – und diese einen Anfang setzt, um mit der Arbeit an einer anderen Wahrnehmung der Stadt zu beginnen.

13 Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. Gespräch mit Karl-Josef Kuschel, in: Heinrich Böll: *Werke*. Kölner Ausgabe. Bd. 26, S. 311.

Was zunächst wie ein stetiges Abgleiten in die Vergangenheit aussieht, lässt sich so auch als fortgesetzte Aufforderung verstehen, eine nur auf das immer Gegenwärtige konzentrierte Wahrnehmung zu revidieren, sie als etwas nicht Abschließbares zu verstehen. Die Eigenart der Stadtwahrnehmung spiegelt damit einen Grundgedanken, der im ganzen Werk präsent ist. Dass etwas in seiner eigenen Wirklichkeit erfahrbar wird, heißt, dass an ihm immer auch etwas Unauflösbares stehen bleibt, ein ›Rest‹. Es geht um einen »Rest«¹⁴ an Ungewissheit, Fremdheit, Ungreifbarem, Sich-Entziehendem, mit anderen Worten, um die Präsenz des Bekannten und die Poesie des Unbekannten. Auch in der Erfahrung der Stadt.

»[Z]u Hause bin ich da, wo jeweils meine Familie sein mag, wo ich die Bekannten kenne; Köln liegt da, wo ich die Unbekannten kenne, liegt am Rhein, hat Kirchen und Brücken und viel Geschichte, römische Legionäre kratzten diese Geschichte in Ziegel, mittelalterliche Baumeister bauten die romanischen Kirchen, die viel kölnischer sind als der Dom, der ein wenig fremd, für Fremde, so nahe am Bahnhof und viel zu nahe an den großen Hotels liegt; zu leicht kann man sich einbilden, Köln zu kennen, wenn man aus einem Hotelfenster auf den Dom blickt, Köln liegt für mich am Perlengraben und auf dem Platz vor Sankt Severin, es ist die Stadt der Unbekannten, die ich kenne.«¹⁵

Dass Erkennen sich immer in einer Abweichung, in der »Entfernung von der Truppe« realisiert, war eine feste Überzeugung. In »Stadt der alten Gesichter« hat diese Überzeugung ihre Figur in den Unbekannten gefunden. Sie sind es, die von der Wahrnehmung des bereits oder der schon

14 Siehe hierzu die Nobelpreisvorlesung Versuch über die Vernunft der Poesie: »Politiker, Ideologen, Theologen und Philosophen versuchen immer und immer wieder, restlose Lösungen zu bieten, fix und fertig geklärte Probleme. Das ist ihre Pflicht – und es ist unsere, der Schriftsteller – die wir wissen, daß wir nichts rest- und widerstandslos klären können –, in die Zwischenräume einzudringen«, in: Heinrich Böll: *Werke*. Kölner Ausgabe. Bd. 18, S. 206.

15 Stadt der alten Gesichter, im vorliegenden Band, S. 67.

Bekannten wegführen. Denn Köln ist nicht fassbar da, wo Fassbarkeit an fixe Kennzeichen gebunden ist (»zu leicht kann man sich einbilden, Köln zu kennen ...), wenn man aus einem Hotelfenster auf den Dom blickt«. Wie die alten Bekannten, die einem nicht begegnen, weil man sie sucht, sondern einen »zu-fällig« finden, wird man Köln nicht in der Konzentration auf die lokalen Ikonen erfassen. Köln ist nicht das, was die Spitze der Domtürme unter sich fassen. Erst abgerückt von Identifiziertem »öffnet sich« die Stadt ihrem Betrachter »als Landschaft« und »umschließt ihn als Stube«¹⁶, wie die verwobenen Portalfiguren mancher romanischer Kirchen den Eintretenden umfassen, deren Runden und Bögen nichts »unter« sich, sondern alle Lebensfülle in sich fassen.

Wie die »Wirklichkeitskunde« der »geschaffenen Wirklichkeit« die Realität der in der ikonischen Physiognomie der Straßen und Plätze verborgenen Wirklichkeit humanen Lebens sichtbar macht, so gibt sie auch weiter, was die Stadt als »allerlei Weisheit« in den »zweitausend Jahren« ihrer Geschichte angesammelt hat, weil sie die Verkörperung einer Figur erlaubt, in der diese »Weisheit« sich »aus dem Unsichtbaren heraus [...] immer wieder manifestiert«: den »Straßenbahnschaffnern«. Es sind die Straßenbahnschaffner, die, da sie selbst die Ziele nicht haben, zu denen sie ihren Fahrgäste verhelfen, und dadurch, wenn auch nicht völlig unabhängig von diesem Zweck, so doch an keinen einzelnen gebunden sind, die »Boten« sind, in denen sich die Lehre eines nur auf das Erfüllen von Zwecken und Erreichen von Zielen ausgerichteten Lebens neu vermessen kann. Nicht ihre Existenz als »Boten« steht infrage, sondern die Ubiquität dessen, was sie infrage stellen: tödlicher Ernst in allem. Wer ihnen »begegnet«, wird »geheilt von der Vorstellung, das Leben sei lang genug, daß man Zeit habe, sich aufzuregen. Auch die Vorstellung, das Leben sei so tödlich ernst, wie es manchmal aussieht, wird von ihnen widerlegt«¹⁷ – ihre Botschaft sind Gelassenheit und Humor.

16 Walter Benjamin: Die Wiederkehr des Flaneurs, in: wie Anmerkung 5, S. 195.

17 Köln eine Stadt, nebenbei eine Großstadt, im vorliegenden Band, S. 32.

»Köln gibt's schon, aber es ist ein Traum«¹⁸ – ein Stadttraum, keine Traumstadt. An jeder Ecke, in jeder Begegnung kann der Stadttraum, den die Texte bewahren und zu dessen Entzifferung sie auffordern, aber erwachen.

Heinrich Böll in Köln – ein Überblick

Es soll hier keine Biografie Heinrich Bölls geschrieben werden; die wichtigsten Stationen sind in der Chronik festgehalten. Mit wenigen Strichen will ich lediglich die Anfangszeit der Familie in Köln bzw. den Neuanfang nach 1945 und die weiteren Stationen im Überblick skizzieren.

Die Geschichte beginnt 1896 mit der Übersiedlung Viktor Bölls aus Essen. Es war die Hoffnung, sich in Köln besser als in der Heimatstadt als Schreiner und Kunstschnitzer etablieren und erfolgreich sein zu können. Ein weiteres Motiv: In Köln wohnte Katharina Gießen, eine Schwester des mit Viktor Böll befreundeten Essener Kaplans Engelbert Gießen, die er bei gelegentlichen Besuchen der Kölner in der Ruhrgebietsstadt kennengelernt hatte. Die erste Kölner Anschrift nach der Heirat im April 1897 war die Telegraphenstraße 5. Geboren wurden hier die drei Kinder Engelbert (1898) – er starb allerdings nach nur wenigen Monaten –, Mechthild (1899) – auch sie starb, noch bevor sie ihr neuntes Lebensjahr vollendete – und Grete (1900). Als ein Jahr nach der Geburt Gretes auch Katharina Böll starb, gab Viktor Böll die erste gemeinsame Wohnung auf und zog 1902 mit den Kindern in den Mauritius-Stein-Weg 38, 1903 dann in die Waisenhausgasse und 1905 in das von ihm selbst errichtete Gebäude Vondelstraße 28, in dem auch die Werkstatt untergebracht war. Über die Zeit hinweg bricht allerdings der Kontakt zu der bis zum Tod Katharina Bölls im Haushalt lebenden Hauswirtschafterin, Maria Herrmanns, die sich, wie es die einzuhaltende Schicklichkeit forderte, nach dem Tod Katharina Bölls aus dem Haushalt zurückgezogen hatte, nicht ab. Viktor Böll und Maria Herrmanns heirateten am 25. November

18 Köln gibt's schon, aber es ist ein Traum. Gespräch mit Werner Koch, im vorliegenden Band, S. 81.

1906. Bevor das erste Kind dieser Ehe, Mechthild, 1907 geboren wurde, wurde eine neue Wohnung in der Teutoburger Straße 32 bezogen. In dieser kam 1909 auch die zweite Tochter, Gertrud, zur Welt. Als sich dann mit Alois 1911 weiterer Nachwuchs ankündigte, zog die für die Wohnung zu groß gewordene Familie 1912 in die Hardtstraße 27 um. 1914 – ein Jahr nach der Geburt des vierten Kindes, Alfred – folgte ein Wohnungswechsel in die Petersbergstraße 61; die letzte ›Station‹ vor dem Umzug 1916/17, der die Familie wieder in die Teutoburger Straße, diesmal das Haus Nr. 26, zurückführte. Hier, in der auf der ersten Etage gelegenen Wohnung, wurde Heinrich Böll am 21.12.1917 geboren.

Für das Auskommen der Familie sorgte die Schreinerei, die im Dezember 1886 am Wormserplatz 13 eröffnet und als ›Atelier für kirchliche Kunst‹ von Viktor Böll und Wilhelm Polls betrieben wurde. Kennengelernt hatten sich die beiden Handwerker in Kolpings Ledigenheim in der Breitestraße, Viktor Bölls allererste Adresse in Köln, nach der Übersiedlung.

Die Firma »Böll & Polls« entwickelt sich gut. So konnten die Partner bereits vor der Jahrhundertwende, 1898, an die Errichtung je eines Mietshauses denken: die Gebäude Nr. 28 und Nr. 30 in der Vondelstraße, in deren gemeinsamem Hinterhaus der nun als ›Werkstatt für Kirchenmöbel‹ firmierende Betrieb ab 1902 geführt wurde. Die Herstellung von Beichtstühlen, Orgelbrüstungen, Orgelgehäusen, Kirchbänken und Altären in einigen Kölner Kirchen – u. a. in St. Agnes, St. Alban, St. Aposteln, St. Cäcilien, St. Maria Lyskirchen, Maria-Hilf und St. Severin – hielt den wirtschaftlichen Erfolg bis 1918/19 aufrecht. Erst 1920, als die Auftragslage für die Versorgung von zwei Familien schwieriger wurde, trennten sich die Partner gütlich und im Einvernehmen darüber, dass Viktor Böll die Werkstatt in der Vondelstraße übernimmt. Nur der Name änderte sich. Die Schreinerei firmierte unter dem Titel: ›Kunsttischlerei, Werkstätten für kirchliche Kunst‹.

Aus der Stadt zog die Familie im Juli 1922. Der neue ›Standort‹ war ein neu errichtetes Einfamilienhaus in der Kreuznacher Straße 49 in Raderberg. »Der Name der Siedlung, in die wir zogen, hieß ›Am Rosen-

garten«; der Name war zutreffend, die Zuversicht, mit der da ›im Grünen‹ gebaut wurde, nicht ganz so angemessen.«¹⁹ In der Tat. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise wurde die 1923 gegründete »Rheinische Kredit-Anstalt«, Köln, Johannisstraße 72–78, für die Viktor Böll als Bürge gezeichnet hatte, liquidiert. Durch die 1930 abgerufenen Bürgschaften geriet die Familie in massive wirtschaftliche Bedrängnis, sodass letztlich das Haus in der Kreuznacher Straße veräußert werden musste. »Es war ein düsteres Jahr. Totaler finanzieller Zusammenbruch, nicht gerade eine klassische ›Pleite‹, nur ein ›Vergleichsverfahren‹, ein Vorgang, den ich nicht durchschaute, es klang jedenfalls vornehmer als ›Bankrott‹, hing mit dem Zusammenbruch einer Handwerkerbank zusammen, deren Direktor dann auch, wenn ich mich recht entsinne, hinter Gitter kam. Mißbrauchtes Vertrauen, verfallene Bürgschaften, unseriöse Spekulationen. Unser Haus im Grünen mußte verkauft werden, und es blieb kein Pfennig von der Kaufsumme übrig. Wir waren verstört, zogen in eine große, zu große Wohnung am Ubiering in Köln, der damaligen Werkschule gegenüber.«²⁰ Ein Jahr später, 1931, folgte ein weiterer Umzug, da die Miete für den Ubiering nicht mehr finanzierbar war. Eine neue Wohnung wurde ganz in der Nähe gefunden: in der Maternusstraße, die bis 1936 gehalten wurde. Der letzte Umzug vor dem Krieg führte zum Karolingerring 17. Bis zu ihrer Evakuierung aus Köln wohnten hier die Eltern, Viktor und Maria Böll, sowie die Schwester Mechthild. (Die Schwester Gertrud war schon einige Zeit zuvor nach Bonn gezogen, die Brüder Alois und Alfred hielten ebenfalls eigene Wohnungen). Heinrich Böll – nach seiner Einberufung zur Wehrmacht 1939 zuerst in Polen, dann in Frankreich als Besatzungssoldat stationiert, dann infolge einer Ruhrerkrankung 1940 bis Mai 1942 zu Ersatztruppenteilen in Mülheim an der Ruhr, Bielefeld und Lüdenscheid abkommandiert bzw. zu den Landeschützenkompanien versetzt und als deren Angehöriger zwischen Januar 1941 bis Mai 1942 in Köln kaserniert – wohnte nach seiner Heirat mit Annemarie Böll im März 1942 zu-

19 Raderberg, Raderthal, siehe hier S. 160.

20 Der Husten meines Vaters, in: Heinrich Böll. *Werke*. Kölner Ausgabe. Bd. 20, S. 121.

nächst in der Kleingedankstraße 20, später und im Rahmen von Fronturlauben in der Neuenhöfer Allee 38.

Im Juni 1943 mussten die Eltern und Mechthild die durch Bomben unbewohnbar gewordene Wohnung am Karolingerring verlassen. Ihr neues Quartier waren ein Doppel- und zwei Einzelzimmer des Hotels »Vier Winde« in Ahrweiler – mit dabei Annemarie Böll. Nach dem Tod der Mutter im November 1944 siedelten die in Ahrweiler verbliebenen Familienmitglieder nach Marienfeld in einen bereits seit August 1943 von Alois Bölls Frau Maria und ihren drei Kindern Marie-Therese, Franz, Gilbert und dem im Mai 1945 geborenen Sohn Clemens bewohnten Pfarrsaal der Kirchengemeinde St. Mariä Himmelfahrt – ein ca. 70 qm großes Fachwerkhäuschen an der Dorfstraße, das der mit Alois Böll bekannte Küster der Gemeinde vermittelt hatte. Im Juli 1945 wurde hier Annemarie und Heinrich Bölls erster Sohn, Christoph, geboren. Christoph starb jedoch drei Monate nach seiner Geburt im Siegburger Krankenhaus an den Folgen eines aufgrund fehlender Medikamente nicht zu behandelnden Brechdurchfalls.

1946 kehrte die Familie aus Neßhoven, wohin Annemarie Böll, nachdem das Marienfelder Quartier aus Platzgründen aufgegeben werden musste, gezogen war und wo Heinrich Böll nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft im September 1945 zunächst ebenfalls lebte, nach Köln zurück. In die Schillerstraße 99.

Das Haus in der Schillerstraße verfügte – neben Küche, Diele, Bad – über 7 Zimmer und 3 Mansarden. Von den vier auf der ersten Etage gelegenen Zimmern bezogen zwei Annemarie und Heinrich Böll; eine Mansarde diente als Arbeitszimmer. Die übrigen drei Räume und die noch verbliebenen zwei Mansarden teilten sich Viktor Böll, Mechthild Böll – beide ebenfalls auf der ersten Etage –, Alois und Maria Böll mit ihren 1948 dann sechs Kindern, die Schwester Gertrud, die aus Bonn zurückgekommen war, sowie einige Zeit der Bruder von Heinrich Bölls Schulfreund Caspar Markard, Josef Markard, seine Frau Asta und ihr Sohn Norbert. Nach der Geburt von Raimund 1947, René 1948 und Vincent 1950 lebten in der Schillerstraße bis zu 17 Personen – beengt und ohne

Möglichkeiten, einander auszuweichen, und dies über geraume Zeit. Dennoch waren diese ersten Jahre der Nachkriegszeit die im Blick auf den Umfang der literarischen Produktion intensivste Zeit. In der Liste der Arbeitsplätze werden für die Schillerstraße 99 im Zeitraum »bis 54«, also dem Umzug in die Belvedere Straße 35 in Köln-Müngersdorf, 230 Texte notiert – darunter der 1946/47 geschriebene, umfangreiche Roman *Kreuz ohne Liebe*.

Möglichkeiten, eine Änderung der Wohn- und damit Lebenssituation herbeizuführen, zeichneten sich – trotz vielfacher Bemühungen – bis Anfang der 1950er-Jahre nicht ab. Auch dann noch nicht, als sich die ersten literarischen Erfolge einstellten – bis hin zum Gewinn des ersten Preises der Gruppe 47 im Jahr 1951. Eine Familie finanziell abzusichern, allein durch die schriftstellerische Arbeit, blieb unmöglich. Einer der Gründe, warum Annemarie Böll ihre Tätigkeit als Lehrerin nach dem Krieg fortsetzte und an der Schule am Rothgerberbach unterrichtete. Als nach der Geburt von Vincent die Beengung in der Schillerstraße noch spürbarer wurde, drängte Annemarie Böll, die die Hauptlast des Alltags zu tragen hatte, jedoch immer intensiver auf eine Entscheidung. Sie wurde getroffen, als sich eine Bindung an den Verlag Kiepenheuer & Witsch konkretisierte – 1952. Im Sommer 1953 wurde mit dem Bau eines Hauses begonnen, für das ein Grundstück in Köln-Müngersdorf gefunden worden war. Ab Juli 1954 lebten Annemarie und Heinrich Böll, die Kinder Raimund, René, Vincent sowie der Vater Viktor und die Schwester Mechthild Böll in der Belvedere Straße 35. Bis 1969 blieb dies die Kölner Anschrift der Familie. Ab 1966 allerdings im Wechsel mit dem in Langenbroich in der Nähe von Düren erworbenen, ehemaligen bäuerlichen Anwesen. 1969 wurde dann in der Hülchrather Straße, durch Vermittlung Vilma Sturms, eine Wohnung gefunden, die den erwünschten Wechsel vom Stadtteil Müngersdorf zurück in die Stadt ermöglichte. Die Hülchrather Straße war die letzte Anschrift Heinrich und Annemarie Bölls in Köln bis zu ihrem Abschied aus der Stadt zum Jahreswechsel 1981/1982 durch ihren Umzug nach Bornheim-Merten zur Familie René Bölls. Köln blieb, wenn auch nicht der Wohnort, so doch die Stadt, in die beide immer wieder die zahlreichen Bekantschaf-

ten führten, blieb auch ein Arbeitsort – durch den *WDR*, durch die Verbindung zu Kiepenheuer & Witsch, durch öffentliche Auftritte wie etwa 1982 anlässlich des Schriftsteller-Kongresses »Interlit '82«, der unter dem Thema »Die Feindbilder der Völker« in Köln durchgeführt wurde, oder 1984 anlässlich der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der von Heinrich und Annemarie mitbegründeten »Germania Judaica. Bibliothek zur Geschichte des Judentums in Deutschland«.

Aber auch für die Stadt bedeutete der Auszug aus dem Kölner Stadtgebiet keinen Abschied von ihrem Autor – so kontrovers die Beziehung, so kritisch die Äußerungen auf beiden Seiten übereinander auch mitunter gewesen waren. Ein Zeichen besonderer Wertschätzung und Ausdruck ihres Respekts war gewiss die Ausrichtung eines Empfangs im Kölner Schauspielhaus anlässlich des 60. Geburtstages. Von besonderer Bedeutung dabei war die durch diese Feierlichkeit zum Ausdruck gebrachte Solidarität der Stadt mit Heinrich Böll angesichts der im Zusammenhang mit den Ereignissen im Deutschen Herbst 1977 kulminierenden öffentlichen Hetze gegen ihn und die Familie. Heinrich Böll hatte dieses als Zeichen verstanden und auch so empfunden. Es folgte, fünf Jahre später und damit zum 65. Geburtstag, die Verleihung des Ehrenbürgerrechts.

Aus: Ich han dem Mädche nix jedonn, ich han et bloß ens kräje

Ich stamme aus dieser Stadt. Vieles an ihr ist mir selbstverständlich, manches fremd, immer fremd geblieben, einiges fremd geworden. Aber diese Fremdheit würde ich als Stuttgarter oder Tuttlinger genauso empfinden, denn ich bin ziemlich sicher, wir gehören nicht ganz hierher, auf diese Erde, meine ich. Unsere Heimat ist auch anderswo. Was mich an dieser Stadt, in ihr wohl geprägt hat, war etwas, das ich sehr schwer definieren kann,

etwas Architektonisches: das Frühe, das die romanische Architektur ausstrahlt, die Romanik eben, in der ja auch eine Utopie, ein Traum zu verwirklichen versucht worden ist, den wir Christentum zu nennen über eingekommen sind, und wie der Name Romanik ja sagt, auch etwas Römisches. Nicht den kalten Angeberpomp der Peterskirche, der ja eigentlich einen nur in Erkältung treibt, sondern eine tiefe Innigkeit, die auch in Rom zu Hause und noch zu finden ist. Was ich außerdem liebe, ist etwas Zerbrechliches, die römischen Gläser, und ich danke Ihnen noch einmal besonders herzlich für die Replik eines römischen Glases, die die Stadt mir zum Geburtstag geschenkt hat. Und natürlich den Rhein, den ich einmal eine »schmutzige Majestät«²¹ genannt habe.²²

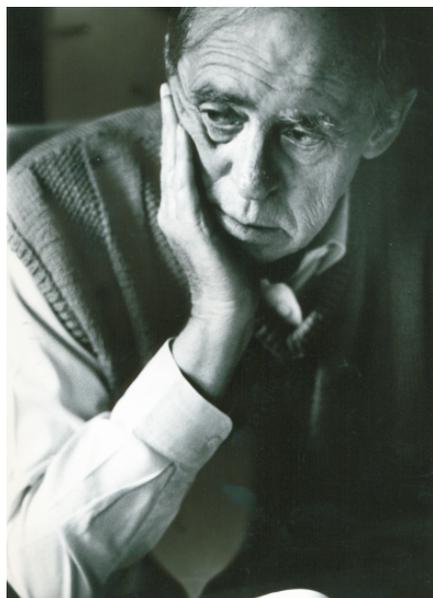


Abb. 3: Heinrich Böll, 1984

21 Siehe Hülchrather Straße 7, im vorliegenden Band, Seite 232.

22 Der vollständige Text der Rede zur Verleihung der Ehrenbürgerschaft steht auf Seite 256.

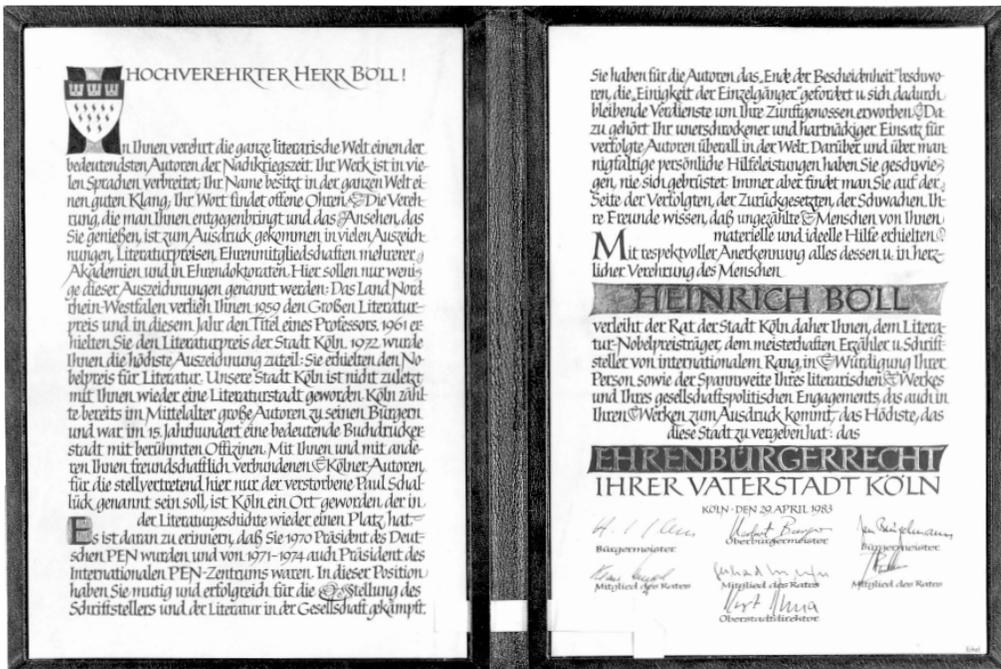


Abb. 4: Urkunde zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts am 29. April 1983

Kölner Ehrenbürger

Die Verleihung der Ehrenbürgerrechte geht auf einen von den Rathausfraktionen von SPD, CDU und FDP am 5.11.1982 einmütig getroffenen Vorschlag zurück, Heinrich Böll anlässlich seines 65. Geburtstages am 21.12.1982 die Ehrenbürgerschaft anzutragen.

Die endgültige Entscheidung darüber sollte auf der für den 25.11.1982 anberaumten Sitzung des Kölner Stadtrats

auf der Grundlage einer zuvor im Hauptausschuss des Rats abgestimmten Beschlussvorlage getroffen werden, deren Wortlaut auf der Sitzung des Ausschusses vom 15.11.1982 zu verabschiedet war. Der dem Gremium übermittelte Text der Verleihungsurkunde löste jedoch zunächst eine Kontroverse aus. Die ursprüngliche Formulierung der Ernennungsbegründung, die Böll als »mei-

sterhaften Erzähler und Schriftsteller von internationalem Rang« und zugleich als »mutigen Verteidiger der Freiheit und der freien Meinungsäußerung« sowie als »kritischen und engagierten Beobachter gesellschaftlicher Fehlentwicklung« charakterisierte, wurde von den Ratsmitgliedern der CDU abgelehnt.

Die Fraktion war lediglich bereit, den »meisterhaften Erzähler und Schriftsteller von internationalem Rang« zu ehren. Böll seinerseits lehnte dies als nur »halbe« Ehrung ab. Ein entsprechendes, letztlich jedoch nicht abgeschicktes Telegramm an den Kölner Oberbürgermeister Norbert Burger, in dem Böll seinen Verzicht auf die Verleihung artikulierte, datiert auf den 16.11.1982:

»Lieber Herr Burger, nach Bekanntwerden der einschränkenden Begründung muß ich, um der Stadt Köln und mir weitere Peinlichkeiten zu ersparen, die mir zugedachte Ehrung ablehnen. Stop. Auch Autoren und ihr Werk sind unteilbar wie die Freiheit selbst. Eine halbe Ehrung kann ich nicht als solche verstehen, da sich in ihr eine halbe Diffamierung verbirgt.

Mit Dank für Ihre Bemühungen /
16. 11. 1982 Heinrich Böll«.

In Kenntnis des von Böll erwogenen Verzichts bemühte sich Norbert Burger um die Ausarbeitung eines die strittige Passage aussparenden, Bölls gesellschaftliches Engagement aber nicht übergehenden Textes der Verleihungsurkunde, der dann im Rat der Stadt auf seiner Sitzung vom 25.11.1982 (mit einer Gegenstimme und drei Enthaltungen aus den Reihen der CDU-Fraktion) verabschiedet und von Böll akzeptiert wurde. In der Verleihungsurkunde heißt es:

»Mit respektvoller Anerkennung [...] u. in herzlicher Verehrung des Menschen Heinrich Böll verleiht der Rat der Stadt Köln Ihnen, dem Literatur-Nobelpreisträger, dem meisterhaften Erzähler u. Schriftsteller von internationalem Rang, in Würdigung Ihrer Person sowie der Spannweite Ihres literarischen Werkes und Ihres gesellschaftlichen Engagements, das auch in Ihren Werken zum Ausdruck kommt, das Höchste, das diese Stadt zu vergeben hat: das Ehrenbürgerrecht Ihrer Vaterstadt Köln.«

Die Rede wurde am 29.4.1983 im Rahmen des Festaktes zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Köln im Historischen Rathaus gehalten.

HEINRICH BÖLL

Speichel Köln-Rede
 Magensäure
 Humor - Säfte - Galle, Magensäure, Urin,
 Sperma, Tränen, Schweiß

Humor - Säfte - Galle, Magensäure, Urin,
 Sperma, Tränen, Schweiß

kein Fröhlichkeit
 " Fröhlichkeit
 " Lustigkeit -

auch Trauer und
 Bitterkeit
 Skepsis

Art - Entartung
 Kunst hat keine Art, gehört keiner
 Art an

3 Dinge an Köln zu loben
 die romanischen Kirchen
 - römische Pfaffen
 den Rhein
 der Humor -

Vorschlag für einige Sitzungen Text[xxx]
 Text[xxx]

Speichel Köln-Rede
 Magensäure
 Humor - Säfte - Galle, Magensäure, Urin,
 Sperma, Tränen, Schweiß

kein Fröhlichkeit
 " Fröhlichkeit
 " Lustigkeit -

auch Trauer und
 Bitterkeit
 Skepsis

Art - Entartung
 Kunst hat keine Art, gehört keiner
 Art an

3 Dinge an Köln zu loben
 die romanischen Kirchen
 die römischen Gläser
 den Rhein
 der Humor -

Vorschlag für einige Sitzungen Text[xxx]
 Text[xxx]

Abb. 5: Notizen für die Dankesrede anlässlich der Verleihung des Ehrenbürgerrechts, 1983

Heinrich Böll politisch unbequem

Parteiengezänk um Ehrenbürgerschaft

Köln (taz) - Heinrich Böll wird am 21. Dezember 65 Jahre alt. Anlaß für die Stadt Köln, den Schriftsteller und Literatur-Nobelpreisträger zum Ehrenbürger zu ernennen. Seit diese Absicht bekannt ist, hängt der Segen im Kölner Rathaus schief. Der CDU paßt der Begründungstext für die Ernennung nicht.

Wer schmückt sich nicht gerne mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens? Köln ist da keine Ausnahme. Eher das Gegenteil. Und so oft man den in Köln lebenden Schriftsteller Heinrich Böll beschimpft, beleidigt und als „Terror-Sympathisanten“ verleumdete hat, die Stadt hat es sich nach außen hin nicht nehmen lassen, sich mit den literarischen Ergebnissen Bölls zu schmücken. Verbinden doch viele Menschen den Namen Böll's auch mit seiner Heimatstadt Köln, und Fremdenverkehrswerbung ist immer gut. Da waren sich SPD, FDP und CDU einmal richtig einig. Und was liegt näher, als einen berühmten Sohn der Stadt zu seinem Geburtstag mit der Ehrenbürgerwürde zu ehren?

Als die christdemokratischen Ratsherren allerdings am 4. November die Beschlußvorlage des Kulturdezernenten Peter Nestler in Sachen Böll erhielten, war der Zank vorprogrammiert. „Der Rat der Stadt Köln beschließt“, lasen sie, „Heinrich Böll, dem meisterhaften Erzähler und Schrift-

steller von internationalem Rang, dem mutigen Verteidiger der Freiheit und freien Meinungsäußerung, dem kritischen und engagierten Beobachter gesellschaftlicher Fehlentwicklungen, in Würdigung seiner Person und seines literarischen Werkes, das Ehrenbürgerrecht seiner Vaterstadt zu verleihen.“

Bevor es jedoch zur Beschlußfassung im Rat der Stadt Köln kam, signalisierte der Fraktionsvorsitzende der CDU-Fraktion, daß seine Partei diesem Text nicht zustimmen werde. Dr. Gerhard Meyer: Zwar habe sich Böll literarisch verdient gemacht, über das „gesellschaftliche Engagement“ könne man allerdings einiges „so oder so werten“.

Die SPD, um den städtischen Konsens bemüht, schuf Abhilfe. Vorigen Montag lag den Ratsdamen und -herren ein neuer Entwurf vor. Die Passage über den mutigen Verteidiger und den kritischen Beobachter fehlte. Heinrich Böll, der Mann mit den Ecken und Kanten, der nie stromlinienförmig in der Masse schwamm, ist über dieses Parteigezänk verärgert, obwohl er es mittlerweile gewöhnt sein mußte. Er erwägt die Ablehnung der Ehrung. Der Skandal wäre perfekt. Schon manche Stadt hat sich bei der Ehrung bekannter, aber unbequemer Menschen schwer getan. Warum sollte Köln eine Ausnahme bilden? Ist dieser Streit nicht mehr Ehre und ein Ausdruck dafür, daß das Werk Heinrich Bölls noch immer quer liegt? *hud*

Abb. 6: Artikel über die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Heinrich Böll mit Hinweis auf die Kontroverse um den Text der Urkunde, Die Tageszeitung (Berlin), 19.11.1982

Köln eine Stadt – nebenbei eine Großstadt (1953)



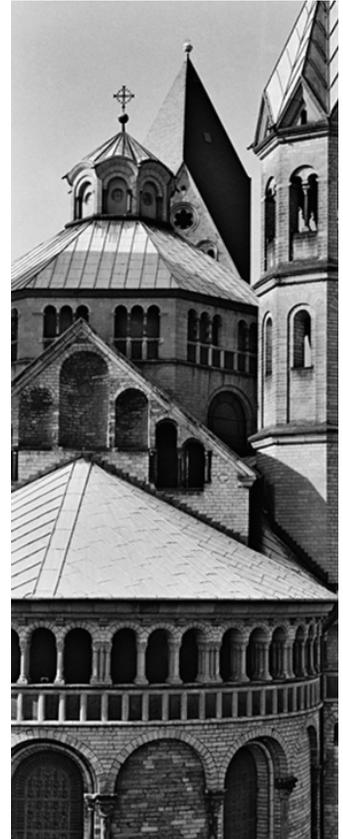
Abb. 7: Blick auf den Dom
von der Hohenzollernbrücke mit
Reiterstandbild Wilhelm II.

Es ist fast müßig, eine Stadt zu loben, die fast zweitausend Jahre lang ohne viel Geschrei ihre Anziehungskraft bewiesen hat. Köln zu loben ist also wirklich fast müßig, und doch muß es einmal geschehen, obwohl es schwer ist, etwas zu beschreiben, was unbeschreiblich ist. Die wirklichen Städte haben die Eigenschaft, daß sie die Vorzüge eines Dorfes mit den Reizen einer Stadt verbinden: sie bestehen aus Vierteln, Quartieren oder Faubourgs, die sich, um ein Zentrum gruppiert, ihre Eigenart bewahrt haben, und es gibt Leute in Köln, die zehn Minuten vom Dom wohnen, aber »in die Stadt gehen«, wenn sie sich ins Zentrum begeben. Man kann nach jemand, der mitten in der Stadt wohnt, fragen und erhält die Antwort: »Er ist in die Stadt gegangen.« Eine wirklich schöne Frau braucht nicht zu beweisen, daß sie es ist: mögen Eifersüchtige ihr nachweisen, daß ihre Nase nicht vollendet, ihre Taille zu schmal, ihr Mund zu groß sei; sie lächelt über diese Tadel, denn sie weiß, daß sie etwas besitzt, das undefinierbar und unmeßbar ist: Schönheit; etwas was nicht perfekt, aber vollkommen ist. Köln ist nicht perfekt, aber vollkommen, es ist vollkommen Köln, und wieder wird es mir schwer, zu sagen, was Köln ist:

Den Kölner Dom zu loben ist wirklich überflüs-

sig: er ist so groß, läßt sich gar nicht übersehen, steht außerdem gleich am Bahnhof und wirft seinen Schatten fast über alle einfahrenden Züge: man steigt aus, blickt unwillkürlich zu ihm auf, und einige Minuten später ist man drin, möglicherweise noch bevor man den Koffer ins Hotel gebracht hat; auch der Rhein ist eigentlich ziemlich breit, von vielen Schiffen befahren und von vielen Brücken überbrückt, und wenn man ausgestiegen ist, riecht man ihn, wenn man ihn auch noch nicht sieht; da wären eher die romanischen Kirchen zu loben, die viel zu bescheiden sind: ein ganzer Kranz von ihnen, die sanft und grau um den Dom herum liegen. Es ist schwer zu definieren, was Sympathie erweckt: jedenfalls vieles in Köln erweckt sie, und ich weiß nicht, ob der Geruch des Rheines nicht so bedeutsam ist wie der Dom; ob es die vielen sanftgrauen romanischen Kirchen sind oder die Kölner Straßenbahnschaffner: ich weiß es nicht. Vielleicht ist es das stetige Gefühl, in einer Stadt zu sein, was viel mehr bedeutet, als in einer Großstadt zu sein. Großstädte gibt es unzählige, aber schöne Städte gibt es nicht so sehr viel, und überdies sind sie Großstädte noch ganz nebenbei.

Wenn ich mich entscheiden müßte, was eigentlich den Ausschlag gibt in meiner Liebe zu dieser Stadt, die Straßenbahner würden siegen, weil sie sich aus einer sagenhaften Rasse rekrutieren, die es eigentlich gar nicht gibt; die aber aus dem Unsichtbaren heraus sich immer wieder manifestiert in den Schaffnern: aus der sagenhaften Rasse der Kölner, die aus soviel Elementen besteht wie es Heere, wandernde Völker in Europa je gegeben hat; alles was zwischen Moskau und Calais, zwischen Neapel und Stockholm je auszog, das Fürchten zu lernen, von allem ist in Köln etwas hängengeblieben; schließlich und endlich die ebenso biederen wie geschickten Ubier, die in Köln ihre Götter verehrten.



St. Aposteln mit Blick (vom Neumarkt) auf die östlich gelegene Chorapsis.



Abb. 9: Straßenbahnschaffner der Linie 7, 1955

Diese Mischung hat in zweitausend Jahren allerlei Weisheit angehäuft, und sie gibt ihre Weisheit, wohl-dosiert, weiter an alle Zugewander-ten, an jeden, der sie hören mag, sie gibt sie weiter durch den Mund ihrer Straßenbahnschaffner! Je-mand – ein Fremder – hat mir ein-mal zu beweisen versucht, daß die Stadtverwaltung (heimlich natür-lich) ihre Schaffner in Psychothera-pie unterweisen lasse, aber Psycho-therapie ist ein dummes Wort, und der Fremde hatte natürlich unrecht. Wie es in Berlin wenig Berliner gibt, gibt es in Köln wenig Kölner: irgendwo aber muß diese geheim-nisvolle Rasse existieren, denn sie sendet immer wieder ihre Boten in die Stadt, damit ihr Geist sich den Zugewanderten mitteile. Wer sich zu ihnen in die Kur begibt, also mit

der Straßenbahn fährt, wird bestimmt geheilt entlassen, geheilt von der Vorstellung, das Leben sei lang genug, daß man Zeit habe, sich aufzuregen. Auch die Vorstellung, das Leben sei so tödlich ernst, wie es manchmal aussieht, wird von ihnen widerlegt, und außerdem (und ich hoffe, daß die Stadtverwaltung es nie erfährt) bestehen sie, falls man kein Geld mithaben sollte, nicht unbedingt darauf, daß man bezahlt: man kann mit ihnen reden: überhaupt lassen die Kölner mit sich reden: sie sind die am wenigsten fanatische Rasse, die ich kenne, und es ist gewiß kein Zufall, daß Hitler sich in keiner Stadt so wenig wohl gefühlt hat wie in Köln; die Souveränität der Bevölkerung liegt so sehr in der Luft, daß kein Tyrann, kein Diktator sich in Köln wohlfühlen kann.

Man kann mit dem Auto durch eine Stadt fahren, kann sie vom Flugzeug aus betrachten, schließlich die abenteuerliche Perspektive des Radfahrens wählen, aber die abenteuerlichste bleibt die des Fußgängers, der gelegentlich die Straßenbahn benutzt: er taucht in die Bevölkerung ein wie in ein Element, er nimmt an ihrem Leben teil, an ihrem Alltag und dieses Erlebnis nimmt ihm das ein wenig befremdende Gefühl, ein Tourist zu sein.

Köln ist eine Großstadt – gewiß –, aber das sagt nicht viel: es ist eine Stadt, und in einer Stadt fühlt man sich zu Hause, in einer Großstadt nicht immer.

Was ist kölnisch? (1960)

Wahrscheinlich assoziiert der Nichtkölnler bei kölnisch irgend etwas, das sich – in verschiedenen Mischungsgraden – aus dunkel, fromm, bürgerlich, Dom, Karneval, Rhein, Wein, Mädchen zusammensetzt. Für die Bewohner der Umgebung, die an Samstagen und Sonntagen in die Stadt strömen, hat Köln sehr unterschiedliche, sehr gegensätzliche Anziehung. Köln ist immer noch Pilgerstadt, die Pilgerziele sind für manchen verschwiegener, oft nur scheinbar gegensätzlicher Natur. Wer wird das Gleisdreieck konstruieren, an dem Frömmigkeit, Vernunft, Natur ohne jegliche Kollision auseinanderrangiert werden könnten? Auf ei-

nigen Bildern von Max Ernst steht ein Ohr im Mittelpunkt; der zum Ohr gehörige Mund schwebt in einer entfernten Bildecke. Max Ernst, im Bannkreis der Stadt Köln geboren, hat den Bann dieser Stadt gespürt und beschrieben; Mysterium wurde für ihn Magie. In der Kühle des Doms waltet der Pönitentiar seines Amtes; ein Ohr, das hört und doch nicht hört; ein Mund, weit,



Abb. 10: Referenzliste Viktor Bölls. Die Liste verweist auf Arbeiten in den Kölner Kirchen: St. Agnes, St. Alban, St. Aposteln, St. Cäcilien, St. Maria Lyskirchen.



Abb. 11: St. Kolumba mit Kapelle nach einem Entwurf von Gottfried Böhm 1950;
»Madonna in den Trümmern«, 1953

entfernt von diesem Ohr, der lossprechen kann, wovon nicht jeder Pfar-
rer lossprechen kann. Die Kölner Redensart »Der muß im Dom beich-
ten gehen –« drückt die gleiche, mit Schrecken gemischte Ehrfurcht
aus, wie sie im Gefängnis die kleinen Betrüger, Diebe, Gelegenheits-
kriminelle dem großen Räuber entgegenbringen. Ich habe oft den Geh-
hilfen meines Vaters zugesehen, wenn sie sich über Zeichnungen von
Beichtstühlen beugten, das Holz zurichteten, aus Einzelteilen das Ge-
häuse zusammenbauten; die Kommentare waren so drastisch und kri-
tisch, wie nur ehemalige Katholiken sie geben können, Kommentare
von Kommunisten, Atheisten aller Schattierung, und doch gab es eine
unsichtbare Grenze, die in Gegenwart eines Kindes niemand je verletzt
hätte; auch im Karneval, gerade da, wo er sich aus dem Urgrund der
Vulgarität nährt, wird diese Grenze nie verletzt; verletzt wird sie nur da,
wo man etwas so vollkommen Unkölnisches wie Fasching mit Karne-
val verwechselt; Karneval ist vulgär, mit aller Größe und allem Schrek-
ken des Vulgären, aber nie frivol; Fasching ist eine Erfindung der Bo-
heme, der Karneval stammt aus dem Volk, er ist klassenlos, so wie eine
ansteckende Krankheit keine Klassenunterschiede kennt. Den Fasching



Abb. 12: Trümmermadonna in St. Kolumba, 1945

bemerkt man nicht im Leben einer Stadt, man kann ihn ignorieren; in Köln den Karneval ignorieren zu wollen, wäre zwecklos; man kann sich nur aus der Ansteckungszone entfernen. Der Karneval ist ohne das allgegenwärtige Ohr nicht denkbar; es schwebt darüber, ein Max-Ernst-sches Ohr; würde ich Vorschläge für ein neues Kölner Stadtwappen zu machen haben, das Ohr wäre ein Bestandteil eines komplizierten Wappens, das über das Kölnische Auskunft geben

könnte; der dazugehörige Mund müßte in einer anderen Ecke des Wappens zu sehen sein.

Der Dom würde nicht in mein Wappen passen; daß er so offensichtlich von Bomben verschont wurde, während man die herrlichen romanischen Kirchen keiner Schonung für würdig fand, gehört zu den sentimentalen Irrtümern über das Kölnische; der Dom ist viel weniger kölnisch als andere Kirchen; nicht einmal als Bischofskirche ist er in der Stadt so richtig warmgeworden. Jahrhundertlang herrschte Streit zwischen Köln und seinem Bischof; Schlachten wurden geschlagen, Listen ersonnen, Bannflüche in Rom erwirkt, Priester und Sakramente der Stadt entzogen; und es ging meistens um Geld, Besitz, Privilegien. Die meisten Kölner Bischöfe waren immer mehr Fürst als Bischof, und ein Fürst bedeutet fast immer: ein verschuldeter Fürst. Erst seitdem die Bischöfe keine Fürsten mehr sind, herrscht Verträglichkeit zwischen Stadt und Bischof; diese Verträglichkeit ist erst einhundertfünfzig Jahre alt und nicht frei von einer gewissen Ironie; man weiß es genau: es gibt keine Streitobjekte mehr, keine, die so handgreiflich wären wie die guten kölnischen Thaler. Seit einhundertfünfzig Jahren erst wohnt der Bischof wieder in der

Stadt; alle Hirtenschreiben und Predigten haben seitdem einen versöhnlichen, fast werbenden Ton, und das in einer Stadt, wo knapp zwanzig Prozent der Katholiken ihre kirchlichen Pflichten erfüllen; der Bischof wohnt noch nicht lange genug mitten in der Stadt, und seine Kirche, der Dom, liegt so ungünstig, ein wenig erhöht, von riesigen Hotels umgeben, am Bahnhof, an der zugigsten Stelle der Stadt, die wahrscheinlich schon die römischen Wachtposten ihrer Zugigkeit wegen verflucht haben. Ins imaginäre Stadtwappen würde der Dom noch nicht reingehören, würde er nicht passen. Sankt Gereon würde sich gut ausmachen: Märtyrerkirche, Meutererkirche: ein gegen Rom rebellierender



Abb. 13: Stefan Lochner: *Madonna im Rosenhag*, 1440/42

Thebäer gab ihr den Namen, und das architektonische Hauptmerkmal von Sankt Gereon hat einen heimatlich klingenden Namen: Dekagon. Ein kleines Ohr, einen winzigen Mund, Sankt Gereon ins imaginäre Wappen; dazu einen halben Bischofsstab, und als letztes der kirchlichen und religiösen Embleme ein Madonnenbild. Auf vielen Plakaten strapaziert, in allen Broschüren abgedruckt, sind sie doch unverbraucht und typisch: die Trümmernmadonna und ihre Schwester auf dem Lochnerschen Bild. Aus dem uralten Adel des vulgus, von unten, oder von oben aus dem städtischen Adel tauchen sie immer wieder auf; in der Straßenbahn, hinterm Steuer des Sportkabrioletts; verkaufen Lippenstifte bei Woolworth, lauschen einem Vortrag über Existenzialismus, sind nicht zahlreich und